



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altes und Neues aus der Normandie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Ich werde über Dante denken, wie ich über ihn dachte, als ich ihn zuerst las, nämlich, daß er Milton überlegen ist, daß er mit Homer gleichen Schritt hält, und daß nur Shakespeare entschieden über ihn hinausgegangen ist.“

So glaube ich auch, daß der Teil seines Werkes, wo er ausschließlich litterarischer Kritiker ist, der Vergessenheit anheimfallen wird. Im übrigen aber meine ich, daß auch am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts Macaulay noch viele eifrige Leser finden wird. Mögen manchmal auch seine Weiterschweifigkeiten und Übertreibungen im einzelnen Anstoß erregen, so werden doch viele dankbar dem klaren Worte des Mannes lauschen, der wie selten einer wissenschaftliche Gründlichkeit und Kunst der Darstellung mit einander verband.



Altes und Neues aus der Normandie



Vor dreißig Jahren hatte mich die Kriegsflut nach der Normandie geworfen. In einem Dezembertage des Jahres 1870 standen wir bei Les Andelys an der Seine. Eine leichte Schneedecke lag auf den Dächern des Städtchens, der Rauch stieg, sich kräuselnd, in die Luft. Über dem Städtchen ragten die mächtigen Trümmer der Burg Gaillard empor. Richard Löwenherz hatte sie errichtet, um die Seine gegen die französischen Könige zu sperren. Aber die Burg war gebrochen. Die scheidende Sonne sandte ihre letzten Strahlen zu dem trotzigen Donjon hinauf, der uns die Stelle zeigte, wo wir den Fluß überschreiten mußten. Drüben breitete sich eine große schneebedeckte Ebene aus, dahinter dunkler Fichtenwald. Dort lag unser Ziel. Wir zogen in das Städtchen ein, in dessen Gassen schon das ungewisse Licht der Dämmerung herrschte, und wurden von den Franzosen angegaßt. Die Hände in den Taschen, die Pfeife im Munde, im Blusenkittel und auf Holzpantoffeln, so standen die Männer vor ihren kleinen Häusern und sahen den Barbaren zu, die im Begriffe waren, ihren heiligen Strom zu überschreiten. Eine Pontonbrücke war geschlagen, und nun wanden sich die Kolonnen wie eine endlose dunkle Schlange an dem Burgfelsen vorbei über die Brücke nach dem linken Ufer. Inzwischen war es dunkel geworden, die Sterne waren am tiefdunkeln Himmel erschienen und flimmerten in ihrer Pracht. Dann stieg der Mond über den Ruinen von Gaillard auf und schlug eine zweite silberne Brücke über den Fluß. Am Wege loderte ein großes Reisigfeuer, an dem sich verschiedene Stabsoffiziere wärmten. Da wir unmittelbar neben ihnen halten mußten, traten wir gleichfalls an das Feuer und hörten von dem General, daß die zweite Schlacht bei Orleans geschlagen und ein Ausfall aus Paris zurückgewiesen sei. Nach vielen Marschtagen erhielten wir so die ersten zuverlässigen Nachrichten, frohen Herzens gingen wir zu unsern Leuten zurück, um ihnen Kunde von den neuesten Ereignissen zu geben. Dann ertönten die Kommandos, und vorwärts ging es in das Dunkel der Nacht hinein, um das Dorf zu besetzen, das uns zugewiesen war, ungewiß, welche Haltung die Bevölkerung annehmen würde.

Auf diese Weise betrat ich einst die Normandie. Bis zum Ende des Feldzugs haben Erkundungsmärche mich kreuz und quer durch das Land geführt. Der Waffenstillstand kam, es kam der Kommuneaufstand in Paris, wir waren nicht mehr die gefürchteten Feinde, sondern eine Schutzwehr geworden gegen die brotlos gewordenen und herumstreifenden Massen der Fabrikarbeiter, gegen das Überspringen des anarchistischen Feuers aus Paris. Die Notwendigkeit hatte die Bevölkerung gezwungen, mit uns zu verkehren, sie hatte entdeckt, daß wir nicht Barbaren waren. So war schließlich der Mensch auf beiden Seiten zum Vorschein gekommen, und der Deutsche und der Franzose waren zurückgetreten. Nicht ohne gewisse Wehmut schieden wir von Land und Leuten.

Caen

Wie aus einem dreißigjährigen Traum erwachte ich jetzt in Caen in der Normandie. Gegen Mitternacht war ich von Paris angelangt, die Stadt hatte schon im Schlaf gelegen, als ich in meiner Droschke nach dem Hotel fuhr, ich hatte bei der Fahrt nichts von ihr gesehen als dunkle Häusermauern.

Als ich aufwache, scheint die Sonne freundlich in die Straße, auf die das Fenster meines Zimmers geht. Ich sehe zweistöckige Häuser ohne Schmuck, vielfach aus Natursteinen aufgeführt. Dann und wann kommt ein Mädchen, das Backwaren holt; Frauen gehn vorüber, auf dem Kopfe ihr weißes bonnet, Männer in Blusen begeben sich an ihr Tagewerk. In den Hotels, die von Franzosen besucht werden und noch keinen internationalen Anstrich erhalten haben, besteht die Eigentümlichkeit, daß die Frau des Besitzers die Repräsentation den Gästen gegenüber ausübt, während der Ehemann die Bureauthätigkeit und kaufmännische Leitung hat. Der Aufenthalt in einem solchen Hotel wird dadurch sehr angenehm, Gäste und Bedienung werden gezwungen, rücksichtsvoller zu sein, das Ganze gewinnt einen Anflug von Häuslichkeit. Meine Wirtskleute sind richtige Repräsentanten des Volks. Er, schwer gebaut und gemessen, macht eher den Eindruck eines Franken aus Bayern, als eines Franzosen, bei dem man eine gewisse Lebhaftigkeit als selbstverständlich voraussetzt. Sie, die Wirtin, mit ihrer rundlichen Gestalt und ihrem freundlichen aber doch energischen Gesicht, kann auch nicht der Vorstellung entsprechen, die man sich gewöhnlich von einer Französin macht. Es sind eben Normannen, *les ours français*, wie sie spöttisch genannt werden. Zu verwundern braucht man sich nicht, wenn man sich die Besiedlung des Landes vergegenwärtigt. Zu den keltischen Einwohnern aus der Römerzeit und zu den römischen Elementen müssen sich bei dem Vordringen der Franken in Nordfrankreich große Massen dieses Volks auch in die Normandie ergossen haben. Dafür sprechen zahlreiche Denkmäler und Gründungen aus der Merowingerzeit, und vor allem der Umstand, daß verschiedene Glieder des Herrschergeschlechts der Merowinger in der Normandie begraben liegen. Man muß annehmen, daß diese Grabstätten da angelegt wurden, wo die Hauptstämme der Merowinger waren, und daß diese Sitze dort gewählt wurden, wo die eignen Volksgenossen in ihrer Masse eine Stütze für ihr Herrschergeschlecht waren. War durch die Franken also schon viel germanisches Blut in das Land getragen worden, so wurde es noch vermehrt durch das Eindringen der Normannen. Dieser doppelte germanische Zustrom mußte notwendig dazu führen, daß die keltisch-romanische Beweglichkeit verlangsamt wurde und ein Mischvolk mit neuen Eigenheiten entstand.

Wenn lediglich touristische Beobachtungen zu Schlüssen berechtigen, so ist die mittelgroße und starkknochige Gestalt, dunkelblondes oder braunes Haar und eine gewisse Schwerfälligkeit in den Bewegungen der Mehrzahl der Bewohner der Normandie eigen. Hervorragend schöne Frauen oder besonders stattliche Männer

sind selten. Die Badegesellschaft an der Küste, die mit dieser Bemerkung in Widerspruch stehn würde, kann nicht in Rechnung gestellt werden, weil ein Drittel davon aus Ausländern besteht und im übrigen sich aus der Schönheit und dem Reichtum von ganz Frankreich, namentlich von Paris zusammensetzt.

Diese Beobachtungen aus früherer Zeit wurden mir bei den Streifereien durch die Stadt neu bestätigt. Ich fragte mich deshalb in der Vaterstadt Charlotte Cordays: War sie wirklich so schön, daß Männer, von ihrer Schönheit hingerissen, für sie eintraten und ihren Kopf für sie unter die Guillotine legten, oder hat nur die Überspanntheit der Revolution ihr die wunderbare Schönheit beigelegt, die von den Dichtern in begeisterten Worten gefeiert wird? Arme Charlotte Corday, deine Vaterstadt hat dich vergessen. Keine Straße führt deinen Namen, kein Denkmal bewahrt dein Andenken. Ist Schönheit denn nicht wert, der Nachwelt überliefert zu werden! Es ist doch ein Vorzug Frankreichs, nicht bloß Fürsten und Generalen Denkmäler zu errichten. Caen liefert dafür den Beweis, es feiert seine berühmten Söhne, den Mathematiker Laplace und den Dichter Malherbe, den Komponisten Auber und den Geologen Elie de Beaumont durch Denkmäler. Die ganze Stadt Caen ist übrigens selbst ein einziges Denkmal ihres Gründers, Wilhelms des Eroberers. Auf dem Felsen, der aus der Ebene einzeln herausragt, baute er seine mächtige Burg, um diese Burg herum siedelte er seine Mannen an, und in der innern Stadt errichtete er die wunderbaren Bauwerke, in denen er und seine Gattin Mathilde ihre letzte Ruhestätte fanden. Es sind dies die Männerabtei und Kirche St. Etienne und die Frauenabtei und Kirche La Trinité. Hier ruhn beide von ihrem wilden Kriegsleben aus, sie, die Urahnen des englischen Herrscherhauses.

Wenn man gotische Kirchenbauten studieren will, so muß man in die Normandie gehn. Die beiden schon genannten Kirchen und St. Pierre in Caen, Mont St. Michel an der Grenze nach der Bretagne, die Kathedrale von Bayeux, für mich wegen ihrer lichten Innenräume ein unerreichtes Werk, die Kathedrale in St. Ouen und Rouen, die Kirche in dem kleinen Caudebec, die Kathedrale in Beauvais, die Abteien St. Wandrille und Jumièges und ungezählte andre sind Wunderwerke. Man muß dabei berücksichtigen, daß einige von ihnen bald nach dem Jahre 1000 entstanden sind, also zweihundert Jahre vor der Grundsteinlegung des Kölner Doms, und in der Ausgestaltung der Formen schon einen Reichtum zeigen, wie er auch später in gleicher Reinheit nicht übertroffen ist.

Caen ist eine echt normannische Stadt. In den Straßen hörte ich die mir bekannten tiefen Laute des normannischen Dialekts wieder, der z. B. das a wie ein kurzes o ausspricht. In den Firmenausschriften erschienen die herkömmlichen normannischen Namen. Diese Familiennamen in der Normandie sind zu einem großen Teil in derselben Art und Weise entstanden, wie in den übrigen von den Franken besetzten Gebieten in Nordfrankreich, Belgien, Holland und am Niederrhein. Es giebt ebenso ungezählte Leblancs wie de Witts, die Leroy's geben den de Konings nichts nach, und die Duchènes nehmen es mit den van Eycks ganz gut auf. Ich habe die drei Beispiele als charakteristisch hervorgehoben. Denn in ihrer überwiegenden Mehrheit ist der normannische Familienname entweder von der äußern Erscheinung eines Mannes entstanden, wie Legrand, Leblond, Lepetit, Lenoir, oder ist eine Standesbezeichnung, wie Leconte, Lechevalier, Lemaitre, oder von einer Eigentümlichkeit seiner Besizung an dem Besizer hängen geblieben, wie Duval, Dufresne, Delamare, Delaporte. Diese drei Arten der Entstehung der Familiennamen überwiegen so sehr, daß eine gewisse Einförmigkeit entstanden ist.

Ob hierüber schon Forschungen angestellt sind, weiß ich nicht. Zur Feststellung, wie weit die Masseneinwanderung der Franken in Nordfrankreich gegangen ist, wird man die gleichartige Namenbildung mit Recht heranziehn können.

Mont St. Michel

Von malerischen Landschaftsbildern aus Frankreich dürfte kaum eins in Deutschland so verbreitet sein, wie das Bild von Mont St. Michel. Freilich mit eignen Augen haben es wenige Deutsche gesehen. Der Deutsche ist in der basse Normandie kaum häufiger als ein Mitglied der schwarzen oder der gelben Rasse zu finden und deshalb so gut wie unbekannt. Als ich mir vor einem Jahre von der Passaggiata Margherita aus Rom ansah, kamen drei Geistliche. Der eine sagte mit Bezug auf mich, daß ich es hören konnte, zu seinen Begleitern: „Bei dem braucht man auch keinen Taufschein, um zu wissen, daß es ein Deutscher ist.“ In meiner äußern Erscheinung muß also der Deutsche unverkennbar sein. In der basse Normandie bin ich aber immer für einen Engländer gehalten worden, augenscheinlich, weil nur Engländer und Amerikaner dort als Fremde reisen. Und doch lohnt es für den Maler, den Landwirt, den Fabrikbesitzer und den Touristen überreich, dorthin zu ziehn. Unannehmlichkeiten braucht der Deutsche dort nicht zu befürchten, der Normanne ist von derselben Zuborkommenheit und Liebenswürdigkeit wie die übrigen Franzosen und gegen die Deutschen viel weniger eingenommen als gegen die Engländer. „Es ist eigentümlich, sagte zu mir ein Franzose, dem ich erzählt hatte, daß ich 1870 bis 1871 als Feind im Lande gewesen war, daß wir Sie nicht hassen, obgleich Sie uns besiegt haben. Wen wir aber hassen, das sind die Engländer. Die Leute geben uns als Sommergäste viel zu verdienen, sie kaufen unsre Landprodukte, wir haben eigentlich nur Gutes von ihnen, und doch hassen wir sie.“

Als ich mit der entzücklichen Sekundärbahn von Caen nach St. Michel fuhr, empfand ich als Haupteindruck: Soviel Grün giebt es nirgends, nicht einmal in der grünen Steiermark. Es ist lauter Kleinbesitz, den die Eisenbahn durchschneidet. Nur besteht die normannische Eigentümlichkeit, daß um jeden Hof, um jeden Garten, jeden Acker und jede Wiese ein mannshoher Wall aufgeworfen ist, und auf diesem Eichen und Buchen, Rüsten und Pappeln dicht aneinandergereiht stehn. Ob diese Art, sich abzuschließen, auf keltische oder germanische Sitten zurückzuführen ist, ob sie ihren Ursprung hat in der Neigung, für sich zu leben, oder ob der rein realistische Grund maßgebend gewesen ist, daß ohne diese Sturmbrecher die Erträge der Gärten und Felder leiden, lasse ich dahingestellt. Mir genügt es, daß diese Durchsetzung der Landschaft mit zahllosen Baumgruppen herrliche Bilder bietet. Jeder Stamm ist schön für sich. In Deutschland schießen die Bäume meistens schlank in die Höhe und nehmen erst im Alter ihre Sonderformen an. In der Normandie hat jeder Stamm von Jugend auf den Kampf ums Dasein führen müssen, er hat sich drehn und beugen müssen, um nicht von den Stürmen gebrochen zu werden, und ist deshalb kleiner als seine deutschen Genossen, dafür aber zäher und kräftiger geworden. Sein Laubschmuck ist feiner und gedrängter, seine Zweige und Äste kurz und hin- und hergekrümmt. Auf Bildern von Hobbema findet man solche Baumindividuen, dort kann man sehen, welche malerische Verwertung sie bieten. Das Malerische der Landschaft wird dadurch erhöht, daß sich wenig geschlossene Ortschaften zeigen. Jedes Haus hat sich eine Umgebung geschaffen, wie die Baume des Besitzers sie ausgedacht, und die Natur sie geduldet hat. Es gleichen sich auch selten zwei Häuser in demselben Ort, in den mannigfaltigsten Formen wechseln altersschwache Hütten, deren Strohdächer und Mauern vielfach mit Ephen umspinnen sind, ab mit saubern kleinen Häusern und Villen, deren Schieferdächer und Fenster hell in der Sonne glänzen. Kurz, überall Individualität, keine Schablone, keine Uniformität.

Das ganze Bild wird abgetönt durch einen leichten, durch die Nähe des Meeres hervorgerufenen Dunst, der auch bei schönem Wetter alle Härten in den

Farben und Formen mildert. Im deutschen Binnenlande haben wir ähnliches an Wintertagen, bevor die Sonne durch den Nebel bricht. Der Haupterwerb der bassen Normandie besteht in der Viehzucht, während in der haute Normandie der Ackerbau überwiegt. Die Art und Weise, wie das Rindvieh ernährt wird, ist auf beiden Seiten der Seine gleich. Soll ein Feld oder eine Wiese abgeweidet werden, so werden Pflöcke in den Erdboden getrieben, an jeden Pflöck wird durch einen langen Strick ein Rind angebunden, und so weit die Länge des Stricks es zuläßt, frißt das Rind Gras, Klee usw. sauber im Laufe des Tags ab. Am nächsten Tage rückt die Linie um ein Stück weiter, und so geht es fort, bis die Weide abgefressen und gleichzeitig gedüngt ist. Hirten habe ich nur bei vereinzelt Schafferden und den zahlreichern Ziegenherden gesehen. Das Getreide wird auf zweirädrigen großen Karren geerntet, die von zwei oder drei hintereinander gespannten Pferden gezogen werden. Die Pferde gehören meistens der schweren normannischen Rasse an. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, bietet die Landschaft unausgesetzt neue Bilder und Gegenstände zur Beobachtung.

In Pontorson muß man aussteigen, um nach Mont St. Michel zu gelangen. Im Gegensatz zu der hügligen Landschaft, durch die man soeben gefahren ist, breitet sich jetzt eine weite Ebene aus. Ursprünglich eine Einbuchtung des Meeres, ist diese Fläche durch zerriebnen Granit, den der Couesnon mit sich führte, durch verfaulten Seetang und Sand, den die See täglich auswarf, mit einer feinen pulverigen Masse ausgefüllt, die im trocknen Zustande weißgrau wie Cement aussieht und äußerst fruchtbaren Boden liefert. 250 Quadratkilometer umfaßt diese Ebene, wenn sich das Meer in den Ebbezeiten zurückzieht, sie ist dann schwimmendes Land, wie die Watten der Nordsee. Kommt aber die Flut, die im Herbst und Frühjahr häufig 15 Meter Höhe erreicht, dann jagen die Wogen darüber hin, und die Ebene wird wieder Meeresgrund. 2000 Hektar sind jetzt eingedeicht, sie sind die polders de l'Ouest, fruchtbar wie unsre Marschen und Niederungen an der Nord- und Ostsee.

Die breite Fahrstraße führt nun zunächst durch diese festgelegten Teile. Rechts und links schmücken Häuser in Gärten und Baumgruppen die Straße, dann und wann ein kleiner Gutshof aus roten Ziegeln und Granit, Rindvieh auf den fetten Wiesen, ein Bild der Fruchtbarkeit und des Wohlstands. Dann beginnen sich Spuren des Kampfs zwischen Erde und Wasser zu zeigen. Die strohbedeckten zerfallnen Hütten zeigen, daß die Bewohner in dem Kampfe gegen die Elemente nicht Zeit haben, für ihre Wohnungen mehr aufzuwenden, als die Notdurft erfordert. Zwischen den Wasserläufen, die sich die zurückströmende Ebbe ausgespült hat, sind kleinere Erhöhungen geblieben, festgeworden und mit Grasnarben bedeckt. Die Pappeln sind die einzigen Bäume, die vorzubringen gewagt haben, aber nicht mehr in Massen, sondern einzeln oder zu zweien oder dreien. Schafe finden noch Nahrung, aber sie muß mühsam zusammengesucht werden. Dann hören auch diese Spuren des Eindringens des Menschen auf, Wasserflächen zeigen sich, sie werden breiter und häufiger, und die Möwe durchzieht kreischend die Luft.

Und mitten aus dieser Einöde erhebt sich das Wunderwerk der Natur und der Menschenhände, Mont St. Michel, eine aus der Phantasie in die Wirklichkeit versetzte Gralsburg. Türme und Mauern steigen am Fuße des Granitfelsens aus dem schwimmenden Lande auf, kein Thor öffnet sich, abgeschlossen, fast feindlich scheint es sich gegen die Welt abzuschließen zu wollen. Nur durch eine auf einem Holzsteg erreichbare Pforte auf der Westseite kann man in den Ort gelangen. Innerhalb der Mauern steigt der Felsen in die Höhe, übereinander türmen sich die alten Häuser auf, daß eins auf dem andern zu stehn scheint, und oben ragt stolz und siegesbewußt heraus die Abtei mit ihren burgartigen Mauern und Türmen, mit

ihrer Kirche und der vergoldeten Riesenstatue des Erzengels Michael auf ihrer Spitze.

Es ist unbegreiflich, wie sich die Normannen dieser Felsenfestung haben bemächtigen können, als sie auf ihren Seeräubertügen ins Land kamen. Aber sie haben es gethan und haben den Platz festgehalten gegen Bretonen und Engländer durch alle Jahrhunderte, und stolz sagte mir die Frau, die mich später hinaufführte: Bis hierher reicht die Normandie, drüben, am andern Ufer des Couesnon fängt die Bretagne an.

Eine Beschreibung des Mont St. Michel zu geben ist für den Touristen unmöglich, dazu gehört ein langes Studium. Nur einige Bemerkungen seien mir erlaubt. Die Abtei diente den Benediktinern als Kloster, dem Ritterorden von St. Michel als Ordenskapitelhaus und den dreihundert Bewohnern von St. Michel als Kirche. Diese dreifache Bestimmung und die Steilheit des Felsens hat zu einem Labyrinth von Bauten nebeneinander und übereinander geführt, die geradezu Wunderwerke genannt werden müssen.

Um die Schwierigkeiten zu verstehn, die das Terrain bietet, muß man berücksichtigen, daß der Felsen so steil ist, daß ein Haus vorn vier Stockwerke haben kann und auf der Rückseite mit dem Dach den Pfad erreicht, an dem das nächst höhere Haus aufgeführt ist. Die Granitsteine zu den Bauten mußten zu Schiff von Jersey herübergeschafft werden. Und doch sind in kurzer Zeit alle diese Hallen, Säulengänge und Kemter geschaffen worden, die, solange die Abtei steht und stehen wird, die Gesamtbezeichnung „Merveille“ führten und führen werden. Es ist ein Wunder der Baukunst im wahren Sinne des Worts, in Deutschland kann nur die Marienburg als Nebenbuhlerin auftreten, aber nicht siegen.

Dazu dieser Kontrast zwischen der weiten Fläche, die sich als See und schwimmendes Land meilenweit ausbreitet, und dem isolierten Granitblock, den Riesen hineingeworfen zu haben scheinen. Das Großartige des Bildes wurde doppelt mächtig, als ich abends bei Ebbe auf das schwimmende Land nach der See zu hinauswatete. Aus einem Wolkenfleier sandte die untergehende Sonne aufwärts ein Leuchten, das den Himmel vom Rotgold zum Violett durch alle Schattierungen färbte und sich auf dem durch Rässe getränkten Lande wieder spiegelte. Dann kam am Horizont eine Wollenwand heraufgezogen, finster und drohend. Ihre zerrissenen Ränder zogen gespensterhaft nach Osten, es war, als ob eine Geisterflotte mit den beim Beutezuge im Kampfe gefallenen Helden heimkehrte. Laut und wild kreischten die Möwen, als wollten sie die Kunde vortragen in die Heimat der Recken, wo Frauen und Kinder ihrer Heimkehr harreten. Dann senkte sich die Nacht herab, die Rebel stiegen auf, und nur St. Michel blieb sichtbar, eine schwarze, trotzige Masse in dem grauen Chaos.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Zeit der Aufklärung, daß ihr der Sinn für die großartigen Schöpfungen früherer Jahrhunderte vollständig verloren gegangen war. Friedrich der Große, der die Gewölbe der Marienburg durchschlagen ließ, um Schüttboden für Getreide anlegen zu können, und aus der stolzesten deutschen Burg ein Magazin machte, steht in dieser Beziehung ganz gleich mit den französischen Jakobinern, die in der Abtei Mont St. Michel in die herrlichen Pfeiler Böcher einstemmen ließen, um Balken einzuziehen und Etagen zu schaffen, damit recht viele Opfer der Revolution als Gefangne untergebracht werden konnten. Aber auch hier, wie bei uns, bemüht sich die jetzige Generation, die Spuren des Vandalismus zu verwischen, die Dächer sind erneut, der Schutt ist ausgekehrt, die Schäden werden ausgebessert. So ist Mont St. Michel wieder das Ziel der Reisenden geworden, deren Zahl man auf 55000 jährlich berechnet.

Trouville

Es ist ein herrlicher Morgen. Grauer Dunst liegt auf dem Meer und verspricht einen klaren Tag. Vor den beiden Leuchttürmen liegt eine Flotte Fischerboote, ihre blauen, roten, grauen und braunen Segel schimmern durch den Nebelschleier. Ein kleiner Schleppdampfer bringt die Yacht eines reichen Franzosen zu dem Hafen. Von le Havre kommt der Dampfer, der den Verkehr nach den Küstenplätzen vermittelt, sein Rauch erscheint gelb im Dunst. Er sendet seinen Flaggengruß vier Segelyachten, die in blendend weiße Segelleinwand gehüllt wie Schwäne dahinziehen.

Im Hafen ist es lebendig. Ein Schlepper kommt mit einem Schiff heraus, ihnen folgt eine Fischerflotte. Mühsam arbeiten sich die Fischerboote vorwärts zu den Leuchttürmen hin, die untern Segel hängen schlaff herab. Die Flut steigt, das Wasser der Wellen klatscht gegen die Holzpfeiler der jetée und spiegelt sich in der Sonne, die die Nebel verscheucht. Auf der jetée hummelt das Publikum oder gruppiert sich um die zahlreichen Angler, die dem Sport des Fischfangs huldigen. Jetzt zieht einer von ihnen einen Fisch heraus. Auf das allgemeine „Ah!“, das die Umstehenden ausstoßen, wenden sich alle Köpfe, neugierig drängen sich die Promenierenden um den glücklichen Angler und geben ihre Kritik ab, bis der große Fisch in Sicherheit gebracht ist, und wieder eine neue interessante Sache sie zu einer andern Stelle hinzieht.

Zwischen ist die Flut zum Badestrand hinaufgestiegen, und die Badezeit beginnt. Herren, Damen und Kinder baden zusammen. Zelte werden aufgespannt, und Stühle an den Stand getragen, man richtet sich ein wie zu einer Vorstellung, die beginnen soll. Die Darsteller sind die Badenden. Zwischen Scheu und Verlangen kämpfen die Damen, wie es eben die weibliche Natur mit sich bringt, ohne Grazie stelzen die Männer ins Wasser, übermütig und jubelnd baden die Kinder, die freilich nicht zahlreich vertreten sind. Es scheint nicht Sitte zu sein, Kinder ins Seebad mitzunehmen, bevor sie nicht sich selbst überlassen werden können. Es hat etwas für sich, à la campagne führen sie jedenfalls ein ruhigeres Leben, und die scharfen Seebäder können leicht nachteilig werden, wenn man sie zu lange ausdehnt. Der Strand ist breit und durch den feinen Sand so weich, daß es schon ein Genuß ist, barfuß darauf spazieren zu gehn. La plage est peut-être la plus belle qui existe, sagt Baedeker. Man hört am Strande alle europäischen Sprachen, wenn die Franzosen auch das Hauptpublikum liefern. Engländer einschließlich der Nordamerikaner, Spanier aus Europa und Südamerika und Niederländer sind unter den Fremden am meisten bemerkbar. Nach meinen Beobachtungen hat keins der Weltbäder eine so zusammenstimmende Vereinigung von Schönheit und Reichtum, Eleganz und Leichtsinne in der Frauenwelt. Die Frauenmode des Ausstellungsjahrs ist für ein Luxusseebad wie geschaffen. Die an den Hüften fest anliegenden Kleider der Damen heben die Figur, das Aufnehmen der Schleppe giebt den Trägerinnen Gelegenheit, ihren Schick und ihre kostbaren Unterkleider zu zeigen. Es ist ein Vergnügen, an der aus einem breiten Bretterbelag hergestellten Strandpromenade vor dem Dejeuner eine Stunde lang einen Stuhl zu nehmen und sich in das fortwährend wechselnde Bild zu vertiefen. Wieviel Kofetterie zieht da vorüber, wieviel Lebensgenuß ist da zu sehen, wieviel Schönheit kann man bewundern! Trouville est le boulevard d'été de Paris. Unwillkürlich kommt man zu der Frage: Haben diese Menschen, die schön, reich, genußfähig sind und einen leichten Sinn zeigen, immer so heitere Gesichter, oder treten auch ihnen zu Hause Gespenster entgegen? Leben diese Menschen nur dem Genuß, oder haben auch sie ernste Stunden? Füllt der Wunsch, bewundert und beneidet zu werden, ihr ganzes Denken aus, oder kann

es solche Menschen gar nicht geben? Wenn man in französischen Modebädern die Unterhaltung belauscht, die geführt wird, und die Titel der Bücher liest, die die Frauen aller Nationen in den Händen haben, so kann man wirklich meinen, daß es Menschen giebt, denen ernste Gedanken vollständig fremd sind. Oder spricht aus mir zu sehr der Norddeutsche, wenn ich meine, daß für die überwiegende Mehrzahl dieser Frauen nur zwei Dinge Interesse haben, Puß und Liebe?

Der Nachmittag in Trouville gehört den Ausflügen und dem Sport. Im Norden taucht le Havre aus dem Meere auf und lockt dorthin. Am Strande entlang ziehn sich schön geformte Hügelketten, bedeckt mit Gärten, Villen und Wald, ein Gelände, das in seiner Anmut von wenig Gegenden übertroffen wird. Im Süden zwischen Meer und Hügeln reißt sich Badeort an Badeort. Die Schattenseite von Trouville ist der Sport. Wenn Cäsar die Gallier als gens rerum novarum cupidissima bezeichnet, so hat diese Charakteristik auch jetzt noch für die Franzosen ihre Geltung. Da augenblicklich Ruhe und Friede in Frankreich herrscht, so hat der unruhige Geist auf einem andern Gebiet den erforderlichen Nervenreiz wieder aufgesucht, auf dem der Wettrennen. An der ganzen Küste, die ich bereifte, waren Wettrennen, Wettsegeln und Wettfahren angezeigt. Kaum hat man sein Dejeuner eingenommen, so hört man das Gebrülle der Kutscher: Courses de Deauville! Und nun kommen aus allen Straßen der kleinen Stadt Omnibusse, Radfahrer, Reiter, Equipagen und leider auch Automobile, um nach dem Rennplatz von Deauville zu ziehn. Ich sage „leider auch Automobile,“ denn in ihrer jetzigen Entwicklung sind sie der Schrecken eines Touristen, der, wie ich, mit Behaglichkeit genießen will. Von dem Umfange des Automobilverkehrs in den französischen Seebädern hat man, glaube ich, auch in Paris keine richtige Vorstellung, viel weniger bei uns. Der Franzose ist ein abgesagter Feind jeder Fußwanderung, ich habe in Frankreich nirgends einen besser gekleideten Menschen getroffen, der landschaftliche Ausflüge zu Fuß unternommen hätte. Das Automobil besorgt nun augenblicklich die Landbeförderung am schnellsten, die Fahrt regt die Nerven auf, und die Eitelkeit wird befriedigt. Denn sich ein Automobil anschaffen kann nicht jeder, dazu gehört doch schon ein größeres Kapital, und wer sich ein Automobil anschafft, sondert sich dadurch schon vom profanum vulgus ab. In den französischen Modebädern strömt nun zusammen, was Geld besitzt, und daher kommt dieses Anschwellen des Automobilsports. Wegen reiche Leute übt die französische Polizei doppelte Nachsicht; wenn es in Frankreich Vorschriften über den Straßenwagenverkehr giebt, so müssen sie sehr nachsichtig sein oder sehr nachsichtig gehandhabt werden. Jedenfalls wird in Frankreich mit den Automobilen gefahren, als ob die Straßen nur für sie da wären. Und dazu das widerliche Geräusch, das sie bis jetzt noch erregen, und der Staub, den sie aufwirbeln. Vom Einsitzer bis zum Familienautomobil sieht man Exemplare, sogar einen Omnibus dieser Art habe ich getroffen, auf dem eine größere Gesellschaft von Herren und Damen durch die Normandie zog.

Abends nach dem Diner verschwindet das Leben von den Straßen, wer noch Zerstreuung sucht, geht in das Kasino, in das Variététheater oder in ein Café chantant. Wer Ruhe sucht, geht wieder, wie am Morgen, auf die jetée zum Leuchtturm, hört die See rauschen, verfolgt die Lichter der Schiffe, bis sie im Nebel verschwinden, und verliert sich in Träumereien.

(Fortsetzung folgt)

